



Abend-

Zeitung.

18.

Donnerstag, am 21. Januar 1841.

Dresden und Leipzig, in Kommission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: E. G. Th. Binkler (Th. Hell).

Das Nonnenkloster auf der Wallfahrt
bei Ruhla.

Summend ruft die Mitternacht,
 Käuzlein nur und Uhu wacht.
 Heimlich webt es, wie ein Traum,
 Dicht am Weg im Waldesraum,
 Wo das Nonnenkloster stand,
 Das zerstört Empörerhand.
 Bleich erhellet vom Mondenlicht,
 Das durch hohe Bäume bricht,
 Steigt empor der alte Bau,
 Geisterhaft und nebelgrau,
 Mit Kolonnen ohne Zahl,
 Thürmen, Hallen und Portal.
 Und ein helles Glöcklein tönt,
 Das es durch die Waldung dröhnt;
 Rasenhügel thun sich auf,
 Und daraus hervor zu Hauf
 Schweben Nonnen, jung und alt,
 Zart vom Schleierflor umwallt.
 D'rauf bei frommer Lieder Ton
 Wandeln all' in Prozession,
 Schwanke Schatten, Paar für Paar,
 Langsam nach dem Hochaltar,
 Feiern dort ein Lobtenamt,
 Während Kerzenhelle flammt.
 Da ertönt aus ehr'nem Mund
 Dampf die erste Viertelstund',
 Und im Nu versinkt das Bild.
 Einsam ist das Waldgesild';
 Ernsthaft, wie im tiefen Traum,
 Steht ein alter, morscher Baum,

Der dem Tag noch angehört,
 Wo das Kloster ward zerstört.
 Silberweiß bedeckt ihn Moos,
 Bei des nächsten Sturmes Stoß,
 Der die Wipfel wild durchstreicht,
 Bricht und stürzt auch er vielleicht.

Adolf Bube.

Straßburg's Fall.

(Bechluss.)

8.

Das Aussehen, welches dieser empfindliche Verlust in
 Deutschland machte, war ungeheuer. Man erkannte die
 Gefahr, eine der Pforten des Reiches in Feindeshand zu
 sehen, man pflichtete dem edlen Kaiser Leopold vollkom-
 men bei, wenn er die rheinischen Fürsten fortan für mehr
 oder minder abhängig von Frankreich erklärte, man hielt
 einen Reichsdeputationstag zu Frankfurt am Main, aber
 das war auch Alles. Vorstellungen halfen nichts, und
 zum Handeln konnte man vor lauter Gutachten nicht
 kommen.

Im Elsaß erregte die Einnahme von Straßburg we-
 nig Verwunderung, die kleinen, bisher reichsfreien Städte,
 welche bis dahin mit einer Art von Reid auf die stolze
 Feste gesehen hatten, fühlten eher Schadenfreude, der
 Ritterschaft dünkte es natürlich, da man ihrer nicht ge-
 schont hatte, auch war ein Theil davon bereits gut fran-
 zösisch gesinnt gewesen, ehe es zur Huldigung kam. Mehr
 Staunen bewirkte die Nachricht, daß sich auch der Hals-

starrige Freiherr v. Fleckenstein bequem hatte, für seine Herrschaft die französische Oberhoheit anzuerkennen. Er selbst kam zwar nicht in Person, den Huldigungseid zu leisten, aber er bevollmächtigte seinen Sohn dazu und bekannte die Einwilligung in einer förmlichen Urkunde. Nur den Vorstellungen seiner deutschen Standesgenossen, welche ihn bestürmten, um eines Eigensinns willen nicht seinen Nachkommen das Erbe zu entziehen, war es gelungen, ihn zur Nachgiebigkeit gegen das Unvermeidliche zu bewegen. Auch Kaiser Leopold, bei dem er Audienz erlangte, hatte dringend dazu gerathen und daran erinnert, daß selbst gekrönte Häupter zu Lehen bei andern Potentaten gingen, für Besitzungen in deren Staaten; daß er also für Fleckenstein zwar in's Künftige Vasall von Frankreich, für seine andern Güter dießseit des Rheines jedoch nach wie vor ein freier Stand des Reiches mit Sitz und Stimme auf der Wetterauischen Grafenbank bleibe. Er hatte sich also gefügt.

Friedrich war, nachdem er diese Angelegenheit beseitigt hatte, durch die Abreise seiner Mutter und Schwestern betrübt worden, welche jetzt nichts mehr abhielt, dem Vater nachzureisen, der nicht zurückkehren wollte, seinem Sohne aber zur Pflicht gemacht hatte, die Leitung der Geschäfte in der Herrschaft fortzuführen. Da wurde die Einnahme von Straßburg bekannt, welche Friedrich's ächt deutschen Sinn mit dem tiefsten Schmerz erfüllte. Er mußte hin, sich mit eigenen Augen überzeugen, wie sich nun Alles dort gestalte; sein Herz war dabei mit im Spiele, er sehnte sich nach Gewißheit über das Schicksal seiner Liebe. Doch verzögerte sich seine Reise noch durch mancherlei Abhaltungen.

Da fügte es der Zufall, daß er, endlich frei geworden, gerade nach Straßburg kam, als König Ludwig der Bierzehnte seinen feierlichen Einzug hielt. Das festliche Gepränge, die geschmückten Straßen und Häuser, das Geläut aller Glocken, der Zuruf selbst, mochten befohlen oder erzwungen seyn, es hatte für Fleckenstein eine Bedeutung, welche sein Herz so schwer bedrückte, als habe es an einer eigenen großen Schuld zu tragen. Und doch konnte er sich nicht losreißen, alle Feierlichkeiten, die man dem Monarchen bereitet, bis zu der letzten in Augenschein zu nehmen. Was empfand er, als im ehrwürdigen Münster, welcher nun wieder dem katholischen Gottesdienste übergeben war, der Bischof von Straßburg, jetzt allerdings zurückgekehrt, in Pontificalibus den König empfing und mit den Worten anredete, welche einst Simon zum Welterlöser sagt: „Herr, nun lässest Du Deinen Diener mit Frieden fahren, denn meine Augen haben den Heiland gesehen!“ — Das war ein deutscher

Reichsfürst aus ruhmwürdigem Geschlecht! Sein Name ist den Geschichtskundigen wohl bekannt, er bleibe jedoch hier unerwähnt, weil der Stamm seines Hauses, der noch heute blüht, an edler deutscher Gesinnung keinem andern nachsteht und sich seines Urvordern zu schämen hätte. Ein Vetter des Bischofs, welcher der katholisch schwäbischen Kreisstände Reiteroberst war, drängte sich in so hastiger Eile herbei, den Einzug König Ludwig's zu sehen, daß er darüber von der Treppe fiel und den Hals brach! — Die Behörden der Stadt, der Magistrat in seinen drei Kammern, mußten knieend den Eid der Treue leisten, dann aber leuchtete die Gnade des Königs in voller Glorie über die Stadt, welcher alle ihre Rechte und Freiheiten bestätigt wurden.

Das erste bekannte Gesicht, welches Fleckenstein nach diesem Akt aufstieß, war der alte Paumgarten. Er trug ein sehr einfaches Wamms und äußerte auf Befragen kurzweg, daß er aus der Rathskammer der Funfzehn, wo zu er sonst gehört hatte, ausgetreten sey. — „Kann ich's auch nicht ändern,“ sagte er finster, „so will ich's wenigstens nicht gut heißen. Ich würde ganz auswandern, um auf deutschem Boden zu sterben, aber Weib und Kinder sind hier begraben und lange kann's ja doch mit mir auch nicht mehr dauern.“

Fleckenstein hatte Günzer in der obersten Abtheilung der Einundzwanzig bemerkt und fragte nach ihm. Da flammte das tiefliegende Auge des Greises: „Das ist der Judas,“ rief er, „der uns verkauft hat. Nun, das Blutgeld, hoffe ich, soll ihm schlecht bekommen. — Seht, seht, lieber Junker, dort ist sein schmuckes Töchterlein — ich denke, Ihr werdet mir's Dank wissen, daß ich Euch aufmerksam mache.“

Friedrich warf einen Blick nach dem bezeichneten Fenster, sein Blut wallte zum Herzen. Da war es, als schlage ein Blitz vor ihm in den Grund und beraube ihn aller Sehkraft. Er drückte dem Greise stark die Hand, riß sich los und drängte sich durch die Menge, um Straßburg auf Niewiederkehr zu verlassen. Aber es konnte ja doch eine Täuschung, konnte ein Zufall gewesen seyn, dem er die schlimmste Deutung gab: er raffte noch einmal die Trümmer seiner Hoffnungen zusammen, suchte das Haus seines Lehrers auf und wollte Katharina's Freundin sprechen. Sie war nicht daheim, er hätte sie an demselben Fenster hinter Katharinen sehen können, mit unverhehltem Wohlgefallen dem schönen Vicomte lauschend, der ihre Freundin so zärtlich unterhielt und einmal über das Andere ihre weiße Hand an seine Lippen führte. — Aber die Magisterin war daheim, von ihr erfuhr Fleckenstein Alles. Die gute alte Frau war durch-

aus unzufrieden mit Katharina, mit ihrer eigenen Tochter, mit der ganzen weiblichen Jugend Straßburg's, welche in der kurzen Zeit bereits eine enthusiastische Vorliebe für die verführerischen Fremden, deren feines Benehmen und ritterliche Galanterie sie allerdings vor den schwerfälligen Liebhabern deutschen Geblütes auszeichnete, gewonnen hatten. Sie erzählten, daß der alte Günzer gleich nach dem Einmarsch der Franzosen den Vicomte von — den Namen konnte sie nicht aussprechen, in sein Haus genommen, daß sich Rätchen Anfangs gegen seine Bemühung um ihre Gunst sehr gleichgültig gezeigt habe, endlich aber mehr und mehr von ihm eingenommen worden sey, gewonnen durch Schmeicheleien und die freigebigsten Geschenke, und sich jetzt dem Willen ihres Vaters, den er entschieden ausgesprochen habe, ganz zu fügen scheine. Noch gestern habe sie zu ihrer Marthe gesagt: „Möchte doch Friedrich ein recht vollkommenes Stück finden, da ich es ihm nicht bereiten kann und darf! Ich wünsche ihn nie wieder zu sehen.“

Dieser Wunsch wurde ihr gewährt. Friedrich, dessen treues, inniges Gemüth sie nie verstanden, dessen Liebe, wie sein Rang nur ihrer Eitelkeit geschmeichelt hatte, verließ Straßburg und gelobte, Katharina's Wege nicht zu kreuzen. Sein Schmerz war kein flüchtig verwehrt, er hatte den Nerv seines Herzens getroffen. Wohl verharrte die Wunde mit der Zeit, und er genügte auch den Anforderungen seines Geschlechts, dessen Erhaltung auf seinen beiden Augen beruhte, indem er sich mit einem Fräulein von Rathsamhausen verheirathete; aber wenn er auf einsamen Ritten, selbst in späteren Jahren, mit sich selbst verkehrte, wenn sein Blick zufällig den Ring traf, mit dem Wappen der Landsberg, den ihm seine Mutter, eine Tochter dieses Geschlechts, geschenkt, den er seiner Geliebten männlich fest verweigert hatte — dann glimmte der Funke der Erinnerung in ihm auf und ein tiefer Seufzer bekundete das unerstorbene Gedächtniß seiner einzigen Liebe.

Der Stadtschreiber Günzer war Syndikus von Straßburg geworden, der König hatte ihm das schöne Gut Plöbelsheim geschenkt, noch kühnere Pläne baute er auf eine Verbindung seiner Tochter mit dem Neffen des Kriegsministers. Aber der Vicomte staunte, als er vernahm, welche Auslegung man seinem Benehmen gegen Katharina gab. Das Mädchen war bildschön, lebenswürdig, auch so interessant, als es eine kleine Deutsche seyn kann, der, wie ihrem ganzen Volke, der Esprit fehlt, er hatte ihre Gunst mit allen Künsten der Schmeichelei gesucht, wiewohl zu seiner großen Beschämung in dem Sinne, wie er es wünschte, vergebens, was er nicht be-

griff, da sie überaus verliebt in ihn war — aber heirathen? Jamais! — Er zog sich ohne Abschied zurück, sein Dheim hatte Größeres mit ihm vor und die Erde trug ja der holden Frauen so Viele! Sollte er vielleicht eine ganze Schaar unglücklich machen, die sich später in ihn verliebten, wenn er seine goldene Freiheit einer Einzigen opferte? Jamais encore! Er ging, und es kümmerte ihn nicht, ein Gemüth, das sich ihm in wahrer Neigung erschlossen, frevelhaft zerrissen zu haben. Da kam die Zeit, wo Katharina mit heißem Schmerz an den treuen Friedrich dachte, dessen sie nicht werth gewesen war. Ihr Vater zwang sie, um dem Gespött der Leute zu entgehen, zu einer Heirath mit einem angesehenen Patricier, mit welchem sie eine kalte, lieb- und kinderlose Ehe führte. Er selbst genoß den Preis seines Schelmstücks noch lange, aber nicht in Ruhe des Gewissens. Der alte Paumgarten hatte nicht sterben können, ohne ihn noch einmal zu sprechen. Was er ihm in dem ernstesten Augenblicke, auf der Schwelle zwischen Leben und Tod, gesagt, weiß nur Gott, denn Beide waren allein und Günzer hat nur durch sein leichenblaßes Ansehn, durch seine verstörten Blicke beim Herausgehen verrathen, welcher Art ihr Gespräch gewesen sein mochte, aber sein Leben war seit jener Nacht aus allen Fugen der gewohnten Behaglichkeit gelöst. Er zeigte sich wenig öffentlich, war durch das kleinste Geräusch zu erschrecken, der Schlaf seiner Nächte schien von Schreckbildern heimgesucht — es war offenbar, daß ihn eine große Furcht vor irgend einem drohenden Unheil marterte und doch blieb dieß aus. Seine Umstände verbesserten sich von Jahr zu Jahr, alle seine Unternehmungen glückten, aber je beneidenswerther ihn das in Vieler Augen machte, je banger ward ihm selbst. Er magerte ab, ohne krank zu seyn, aber er lebte fort und fort, wurde sehr alt, der Tod schien ihn vergessen zu haben. Da verzehrte der Aberglaube jener Zeit nicht, seinen Zustand, der sich nicht immer verbergen ließ, einem bösen Zauber zuzuschreiben! — Tieferblickende schüttelten aber die Köpfe und glaubten den Schlüssel des Räthsels zu besitzen. Als er endlich auf sein letztes Bett geworfen wurde, sträubte er sich grauenhaft gegen den Tod und da ihn der Prediger mit den Worten des Heils zur Ergebung mahnte, rief er: „Ich muß leben, bis Straßburg wieder deutsch geworden ist!“ Die Anstrengung brach aber den letzten Haft seines Lebens, er sank zurück — und manches Geschlecht ist mit dem gleichen vergeblichen Wunsche seit Straßburg's Fall in die Todesnacht versunken. Ob er jemals erfüllt wird, steht in Gottes Hand.

Bernb v. Guseck.

Ein charakteristischer Brief des berühmten Dichters
Moriz August v. Thümmel, in hohem Alter
an Dr. G. Merkel *).

Koburg, den 29. November 1803.

Werthgeschätzter Herr und Freund!

Dem Versprechen gemäß, das ich vor meinem Aus-
fluge über den Rhein, meinen Korrespondenten zurückließ,
gebe ich jetzt Einem nach dem Andern die Nachricht, daß
ich mich wieder auf deutschem Boden und demselben Punkte
befinde, von welchem aus ich meinen Zirkel geschlagen
habe, damit mich freundschaftliche Briefe zu finden wissen.
Diese gehörten von jeher, mehr als Opern und Redouten,
zu meinen Winterbelustigungen, auf welche jetzt Jeder-
mann seine vorkäufige Einrichtungen macht. Erschrecken
Sie aber nicht zu sehr über die Erwartungen eines Mü-
siggängers. Sie geht Ihnen weniger an als Andere,
da ich doch immer wöchentlich etwas Gutes von Ihnen
zu lesen bekomme. Ich darf mir nur einbilden, daß
Ihr Ernst und Scherz, die sich während meiner Abwesen-
heit Luft gemacht haben, ganz allein für mich geschrieben
seyen, um meinen Egoismus zur Ruhe zu weisen. Wel-
cher von Beiden hat wohl dominirt, lieber Herr Merkel,
als Sie mein Lobredner wurden? Sie haben den Freund
sprechen lassen und den Rezensenten vergessen. So er-
kläre ich mir die Sache am liebsten. Auch meinen Stief-
sohn, der sich noch dazu, wie ich höre — denn ich habe
seinen Ferdinand noch nicht zu Gesicht bekommen — mit
offenem Helm auf den Kampfplatz gewagt hat, haben
Sie glimpflich behandelt, — ach! glimpflicher als einen
seiner Dienstkameraden, der ihm in derselben Zeit im
Duell die Pulsader der rechten Hand durchgehauen hat.
Wenn die lockeren Stellen in meinen Schriften bei der
Jugend so wenig Eindruck gemacht haben, als hier das war-
nende Beispiel, das ich im 8. und 9. Theil meiner Reise
gegen Zweikämpfe aufgestellt habe, so habe ich mir nichts
vorzuwerfen. Seine gute Natur hat ihn vom Tode ge-
rettet, ja selbst so gut wieder hergestellt, daß er den De-
gen und die Feder — wenn auch nicht zum Romanschrei-
ben — wieder führen kann. Väterlich jedoch hat es
mich gefreut, daß er diese häßliche Blessur in der Verthei-
digung eines geringen Mannes erhielt, den drei betrun-
kene Offiziers und Brüder mißhandelten. *A ce noble
courroux je reconnais mon sang.*

Von meiner französischen Reise wüßte ich nichts Er-

*) Zum dritten Bande der „Darstellungen und Charak-
teristiken“ gehörig.

bauliches zu sagen als die bekannte Wahrheit, daß nichts
täuschender ist als eine zu große Erwartung. Paris
habe ich sehr verändert gefunden, aber im Vergleich mit
ehemals, nur auf wenig Seiten zu seinem Vortheil.
Seine Theater haben mir gar nicht gefallen, besonders
da die besten Akteurs abwesend waren, — wie der
Hauptakteur (Napoleon), den ich nur nach seiner
Rückkehr aus Belgien, wenige Tage vor meiner Abreise
nach Holland, gesehen, aber nicht gesprochen habe. Das
von den Journalen sehr gepriesene Frascati-Tivoli und
hameau, verdienen kaum eine Reise so weit als von hier
nach Weimar. Ich müßte zwar gar keinen Geschmack
haben, wenn ich nicht den hohen Werth der trefflichen
Gemälde- und Antiquen-Sammlungen anerkennen wollte;
aber dennoch haben sie mich mehr geblendet als enthu-
siasmirt. Die mediceische Venus — je nun! sie hat
freilich viele Kata gehabt; — kam mir nach ihrer Re-
staurations nicht viel anlockender vor, als ein hübsches
Mädchen, das nackt aus dem Hospital tritt. Sagen
Sie es aber ja keinem Menschen wieder und entschuldigen
Sie es mit meinem Alter, wenn auch Sie sich an meinem
Urtheil ärgern sollten.

Hören Sie wohl etwas dann und wann von dem
Lärmen, das ein gewisser politischer Sudelkoch in dem
kleinen, sonst so friedlichen Koburg erregt? seitdem er
seine Boutique dort aufgeschlagen hat. In Anspach und
Baireut, wo er vorher agirte, mag er freilich — Dienste
geleistet haben, ich zweifelte aber doch sehr, daß Herr Mi-
nister v. Hardenberg die Bekanntmachung seines an ihn
erlassenen Belobungsschreibens, das sich in der kürzlich
erschienenen Schrift: „Organisation der Koburg-Saal-
feld'schen Lande“ befindet, gern sehen sollte. Inzwischen
betäuben er und seine Gehülfen das leichtgläubige Publi-
kum mit seinen Prahlereien. Auch Herr Woltmann hat
sich anführen lassen und spricht in seinem historischen
Journal von der preussischen Fackel, die Kr. in das kleine
Ländchen, worin er jetzt hauset, getragen haben soll.
Wenn er es nur endlich nicht gar in Brand steckt. Ich
sehe aus meiner Koulisse seinen Charlatanerien mit Lä-
cheln zu; öfterer aber mit so empörenden Empfindungen,
als da ich das Erstmal las. Leben Sie
recht gesund und vergnügt!

M. A. v. Thümmel.

Anmerkung. Persönlich hab' ich Thümmel nicht ge-
kannt und der Veranlassung unseres Briefwechsels
erinnere ich mich nicht genau. Dunkel schwebt es mir
vor, daß, als die Universität zu Dorpat errichtet
wurde, er mir die Verwendung der Großfürstin, die do-
mals in Koburg residirte, anbot. Ich lehnte sie für
eine Anstellung ab, erbat mir sie aber für die sichere,
direkte Ueberlieferung meines „Wannem Yrmanta“
in die Hände des Kaisers Alexander.